

Der Brief

Ihr Liebhaber liegt neben ihr, und da sie es zur Sprache gebracht hat, fragt er sie, wann es zu Ende war. Sie sagt ihm, es sei vor einem Jahr zu Ende gewesen, und dann kann sie überhaupt nichts mehr sagen. Er wartet ab, und dann fragt er, wie es zu Ende ging, und sie erzählt ihm, dass es stürmisch zu Ende ging. Er sagt vorsichtig, dass er mehr darüber erfahren wolle und über alles aus ihrem Leben, dass er aber nicht möchte, dass sie darüber spricht, wenn sie es nicht will. Sie wendet ihr Gesicht ein wenig von ihm ab, sodass das Licht der Lampe auf ihre geschlossenen Augen fällt. Sie dachte, sie wollte es ihm erzählen, nun aber kann sie es nicht und spürt die Tränen unter ihren Lidern. Sie ist überrascht, weil sie heute schon zum zweiten Mal geweint hat, und sie hat seit Wochen nicht mehr geweint.

Sie kann sich nicht eingestehen, dass es wirklich vorbei ist, obwohl jedermann sonst sagen würde, es sei vorbei, seit er in eine andere Stadt gezogen ist und mit ihr seit über einem Jahr keinen Kontakt gehabt hat und weil er mit einer anderen Frau verheiratet ist. Hin und wieder hat sie die Neuigkeiten erfahren. Jemand bekommt von ihm einen Brief mit der Neuigkeit, dass er seine finanziellen Schwierigkeiten so gut wie hinter sich habe und daran denke, eine Zeitschrift aufzumachen. Davor wusste jemand zu berichten, dass er neuerdings mit dieser Frau, die er später geheiratet hat, in der Innenstadt wohne. Sie haben kein Telefon, weil sie der Telefongesellschaft so viel Geld schulden. Die Telefongesellschaft ruft sie zu dieser Zeit hin

und wieder an und erkundigt sich höflich, wo er sich aufhalte. Ein Freund erzählt ihr, dass er nachts in den Docks arbeite und Seeigel verpacke und morgens um vier nach Hause komme. Dann erzählt ihr dieser Freund, wie er einer einsamen Frau im Tausch gegen eine große Summe Geld etwas angeboten habe, worüber die Frau sehr beleidigt und unglücklich gewesen sei.

Davor, als er immer noch in der Nähe arbeitete, fuhr sie, um ihn zu sehen und mit ihm zu streiten, gelegentlich zur Tankstelle, wo er im Büro unter der fluoreszierenden Beleuchtung Faulkner las, und wenn er sie hereinkommen sah, blickte er misstrauisch zu ihr auf. Sie stritten vor den Kunden miteinander, und während er einen Tank auffüllte, dachte sie darüber nach, was sie als Nächstes sagen könnte. Später, nachdem sie aufgehört hatte, dahin zu fahren, ging sie auf Ausschau nach seinem Wagen in der Stadt herum. Einmal, als ein Lieferwagen im Regen scharf eine Kurve nahm und auf sie zu fuhr, stolperte sie über ihre Stiefel in ein Rinnsal voller Wasser, und da sah sie sich selbst ganz deutlich: eine Frau in den frühen mittleren Jahren, die Gummistiefel trug und in der Dunkelheit dahinging und nach einem weißen Wagen Ausschau hielt und nun in ein Rinnsal hineinrutschte, bereit weiter zu gehen und zufrieden, das Auto des Mannes auf einem Parkplatz zu entdecken, obwohl der Mann irgendwo anders und mit einer anderen Frau zusammen war. In dieser Nacht ging sie in der Stadt lange Zeit herum und im Kreis und überprüfte die immer gleichen Stellen, in der Annahme, er könnte in den fünfzehn Minuten, die sie vom einen Ende der Stadt zum anderen brauchte, zu jener Stelle hinaufgefahren sein, von der sie fünfzehn Minuten davor weggegangen war, aber sie fand das Auto nicht.

Das Auto ist ein alter weißer Volvo; er hat eine wunderschöne weiche Form. Sie sieht fast jeden Tag andere alte Volvos, manche von ihnen hellbraun, andere cremefarben –

so ähnlich wie seiner – und manche haben die gleiche Farbe wie seiner, weiß, aber ohne Dellen und nicht verrostet. In den Nummernschildern findet sich nie ein K, und die Fahrer, immer im Profil, sind entweder Frauen oder Männer mit Brillen oder mit Köpfen, kleiner als der seine.

In jenem Frühjahr übersetzte sie ein Buch, weil das das Einzige war, was sie tun konnte. Jedes Mal, wenn sie im Tippen innehielt und das Wörterbuch zur Hand nahm, wanderte sein Gesicht zwischen ihr und der Seite hin und her, und wieder wurde sie vom Schmerz ergriffen, und jedes Mal, wenn sie das Wörterbuch weglegte und weiter tippte, verschwanden sein Gesicht und der Schmerz. Sie arbeitete hart an ihrer Übersetzung, bloß um den Schmerz fernzuhalten.

Im März davor erklärte er ihr in einer überfüllten Bar, was sie zu hören erwartete und was sie zu hören fürchtete. Auf der Stelle verlor sie den Appetit, er aber aß ausgiebig und aß dazu auch noch ihr Essen. Er hatte kein Geld für das Abendessen, und so zahlte sie. Nach dem Essen sagte er: Vielleicht in zehn Jahren. Sie sagte, vielleicht in fünf, aber er erwiderte nichts darauf.

Sie hält beim Postamt, um einen Scheck abzuholen. Sie ist schon spät dran, dafür, wo sie hin will, aber sie braucht das Geld. Auf einem Umschlag in ihrem Postfach entdeckt sie seine Handschrift. Obwohl sie ihr sehr vertraut ist oder weil sie ihr so vertraut ist, weiß sie zunächst nicht, wessen Handschrift es ist. Als ihr klar wird, wessen es ist, flucht sie auf dem Weg zurück zu ihrem Wagen laut und immer wieder drauflos. Während sie flucht, denkt sie auch nach und kommt zu dem Schluss, dass in diesem Umschlag ein Scheck über einen Teil seiner Schulden sein wird. Er schuldet ihr über \$ 300. Wenn er wegen der Schulden verlegen war, dann würde das das Jahr

seines Schweigens erklären, und wenn er jetzt etwas Geld hat, das er ihr schicken konnte, so würde das die Tatsache erklären, dass er nun sein Schweigen bricht. Sie steigt ins Auto, steckt den Schlüssel ins Zündschloss und öffnet den Briefumschlag. Es steckt kein Scheck darin, und es ist kein Brief, sondern ein französisches Gedicht, das er mit seiner Hand sorgfältig abgeschrieben hat. Das Ende des Gedichts: *compagnon de silence*. Dann sein Name. Sie liest nicht alles, denn sie ist schon spät für ein Treffen mit Leuten dran, die sie nicht sehr gut kennt.

Sie flucht weiter über ihn, bis sie auf dem Highway ist. Sie ist wütend, weil er ihr einen Brief geschrieben hat und weil der Brief sie schlagartig glücklich gemacht hatte, und dann hatte ihr Glücksgefühl den Schmerz zurückgebracht. Und sie ist wütend, weil nichts jemals diesen Schmerz wieder gutmachen kann. Obwohl er natürlich kaum ein Brief genannt werden konnte, weil es eben nur ein Gedicht ist und das Geicht auf Französisch geschrieben ist und von jemandem anderen verfasst wurde. Sie ist außerdem wütend darüber, was für eine Art von Gedicht das ist. Und obendrein ist sie wütend, weil sie, auch wenn sie später über Möglichkeiten nachdenken wird, darauf zu antworten, sofort gesehen hat, dass darauf keine Antwort möglich ist. Sie fühlt sich jetzt benommen und krank. Sie fährt langsam außen auf dem rechten Fahrstreifen und zwickt fest in die Haut an ihrem Hals, bis das Schwächegefühl weggeht.

Sie ist diesen ganzen Tag mit anderen Leuten zusammen und kann keinen weiteren Blick auf den Brief werfen. Als sie am Abend alleine ist, arbeitet sie an einer Übersetzung, einem komplizierten Prosagedicht. Ihr Liebhaber ruft an, und sie spricht mit ihm darüber, wie schwierig die Übersetzung ist, aber nicht über den Brief. Nachdem sie mit ihrer Arbeit fertig ist, putzt sie das Haus sehr gründlich. Dann nimmt sie den

Brief aus ihrer Handtasche und geht zu Bett, um zu überlegen, was sie nun damit anfangen soll.

Als Erstes überprüft sie den Poststempel. Das Datum und die Tageszeit und der Name der Stadt sind sehr deutlich. Dann untersucht sie ihren Namen über der Adresse. Er könnte geögert haben, als er ihren Nachnamen schrieb, weil sich in einer Rundung eines Buchstabens ein kleiner Tintenlecks findet. Er hat einen kleinen Fehler bei der Adresse gemacht und die Postleitzahl stimmt auch nicht. Sie sieht sich seinen Namen oder, richtiger, seine erste Initiale an – das G. ist sehr schön – und daneben seinen Nachnamen. Dann seine Adresse, und sie wundert sich, weshalb er einen Absender auf den Brief geschrieben hat. Will er eine Antwort darauf haben? Wahrscheinlicher ist, dass er nicht sicher ist, ob sie noch hier lebt, und wenn sie nicht mehr hier lebt, möchte er seinen Brief zurückbekommen, damit er es weiß. Seine Postleitzahl unterscheidet sich von der Postleitzahl des Stempels. Er muss ihn irgendwo außerhalb seiner Gegend aufgegeben haben. Hat er ihn auch nicht zu Hause geschrieben? Wo?

Sie öffnet den Umschlag und faltet das Papier auseinander; es ist sauber und neu. Nun nimmt sie genauer wahr, was auf dieser Seite steht. Das Datum, der 10. Mai, steht im rechten oberen Eck in einer kleineren, dickeren und verkrampfteren Handschrift als der Rest auf dieser Seite, so als hätte er es zu einer anderen Zeit geschrieben, entweder davor oder danach. Er schreibt es als Erstes, dann hält er inne und denkt mit zusammengepressten Lippen nach, oder er sucht das Buch, aus dem er das Gedicht nehmen wird – auch wenn das weniger wahrscheinlich ist, weil er es wohl griffbereit vor sich liegen haben würde, als er sich zum Schreiben hinsetzte. Oder er denkt, dass er es datieren wird, wenn er fertig ist. Er liest es noch einmal durch, dann datiert er es. Nun bemerkt sie, dass

er ganz oben ihren Namen hingeschrieben hat, mit einem Komma dahinter, auf derselben Höhe wie sein Name unter dem Gedicht. Das Datum, ihr Name, Komma, dann das Gedicht, dann sein Name, punktum. Also ist das Gedicht der Brief.

Nachdem sie all das erkannt hat, liest sie das Gedicht mehrmals sorgfältiger durch. Darunter steht ein Wort, das sie nicht entziffern kann. Es steht am Ende einer Zeile, also sieht sie sich das Reimschema an und das Wort, auf welches es sich reimen sollte, und zwar *bemühten* (um die reinen Gedanken), das heißt, das Wort, das sie nicht lesen kann, lautet wahrscheinlich *Blüten* – von: »nachtschattendunklen Blüten«. Dann kann sie zwei andere Worte am Beginn der letzten Zeile des Oktetts nicht lesen. Sie sieht sich an, wie er andere Großbuchstaben geschrieben hat und stellt fest, dass es sich bei dem Großbuchstaben um ein *L* handeln muss, und die Wörter müssen *La lune* heißen, der Mond, der Mond, der auch *aux insensés* – auch zu verrückten Leuten – so großherzig und freundlich ist.

Was sie zuallererst gesehen hatte, und die einzigen Worte, an die sie sich erinnern konnte, als sie auf dem Highway nach Norden fuhr, waren *compagnon de silence* – Gefährte der Stille – und irgendeine Zeile über Hände, die einander halten, eine weitere über grüne Wiesen – auf Französisch: *prairies* –, den Mond und über das Sterben im Moos. Sie hat nicht gesehen, was sie diesmal sieht, denn obwohl sie starben oder diese zwei im Gedicht starben, treffen sie einander später wieder – *nous nous retrouvions* –, wir haben einander wiedergefunden, dort oben, in des Lichtes Fülle, was wohl im Himmel bedeutet. Weinend haben sie einander wiedergefunden. Und damit endet das Gedicht, mehr oder weniger, weinend haben wir einander wiedergefunden, teurer Gefährte der Stille. Sie überprüft das Wort *retrouvions* langsam, um sich anhand der Handschrift

zu vergewissern, dass die Buchstaben tatsächlich besagen, dass sie einander wiederfinden. Sie hängt so konzentriert an diesen Buchstaben, dass sie einen Augenblick lang spüren kann, wie sich alles in ihr und alles in dem Zimmer und in ihrem Leben, bis heute, hinter ihren Augen konzentriert, so als ob alles von einem Tintenstrich abhinge, der die richtige Neigung hat, und vor einem anderen Strich, der eine solche Kurve zieht, wie sie sich das erhofft. Wenn da außer Zweifel *retrouvions* steht, und das scheint der Fall zu sein, dann kann sie daran glauben, dass er, achthundert Meilen weg von hier, immer noch denkt, dass es ab jetzt in zehn Jahren oder in fünf Jahren oder, da schon ein Jahr vergangen ist, in neun Jahren oder vier Jahren möglich sein wird.

Aber die Stelle über das Sterben bereitet ihr Kopfzerbrechen: Sie könnte bedeuten, dass er nicht wirklich erwartet, sie wieder zu sehen, da sie immerhin schon tot sind; oder dass die Zeitspanne so lange sein wird, dass eine ganze Lebensdauer vergehen wird. Oder aber es mochte sein, dass dieses Gedicht dem am nächsten kam, was sich an Gedichten finden ließ, die etwas darüber aussagten, was er über Gefährten dachte, über Schweigen, Weinen und das Ende aller Dinge, und dass es nicht genau das ist, was er dachte; oder er stieß zufällig auf das Gedicht, musste einen Augenblick lang an sie denken, fühlte sich gedrängt, es abzuschicken, schickte es, ohne klare Absicht, rasch ab.

Sie faltet den Brief zusammen und steckt ihn zurück in den Umschlag, legt ihn auf ihre Brust, darauf ihre Hand, schließt ihre Augen, und nach einer Weile – das Licht ist noch immer an – schläft sie langsam ein. Halb im Traum denkt sie, dass noch immer etwas von seinem Geruch in dem Papier sein mochte, und wacht auf. Sie nimmt das Blatt aus dem Umschlag, faltet es auseinander, und am breiten weißen Rand am

unteren Ende der Seite zieht sie die Luft tief ein. Nichts. Dann kommt das Gedicht, und sie denkt, dass sie hier etwas riechen könne, obwohl sie wahrscheinlich nur den Geruch der Tinte einatmet.

Angestellt von der Stadtverwaltung

Überall in der Stadt gibt es alte schwarze Frauen, die angestellt wurden, um Personen um sieben Uhr morgens anzurufen und mit gedämpfter Stimme zu fragen, ob Lisa zu sprechen sei. Diese Beschäftigung ermöglicht es ihnen, von zu Hause aus zu arbeiten. Die Frauen sind Teil einer größeren Truppe städtischer Angestellter, die angeheuert wurden, falsche Nummern anzurufen. Der Bestverdiener von allen ist ein Inder aus Indien, der darauf beharren kann, dass er nicht die falsche Nummer gewählt hat.

Andere – hauptsächlich alte – Leute wurden eingestellt, um uns zu unterhalten, indem sie ausgefallene Hüte tragen. Sie tragen sie, als ginge es sie nichts an, was oberhalb ihrer Augenbrauen passiert. Zwei Hüte wippen nebeneinander – ein Homburg, hoch oben auf einem alten Mann, und ein Ding mit einem schwarzen Schleier und Kirschen drauf auf einer kleinen Frau, und unter den Hüten kabbeln die beiden Alten miteinander. Eine andere alte Frau, krumm und kraftlos, überquert die Straße langsam vor unserem Auto, sie blickt wütend drein, weil man sie gezwungen hat, diesen großen, roten, tütenförmigen Hut aufzusetzen, der so schwer auf ihre Stirn drückt. Und noch eine andere alte Frau geht auf einem unwegsamem Gehsteig und achtet genau darauf, wohin sie ihre Füße setzt. Sie trägt keinen Hut, weil sie ihren Job verloren hat.

Die Stadt heuert Leute aller Altersstufen an, mit dem Auftrag, sich wie Irre aufzuführen, damit wir anderen uns gesund fühlen. Manche Irre sind überdies Bettler, damit wir uns nicht

nur gesund, sondern auch noch reich vorkommen können. Es gibt bloß eine begrenzte Anzahl von Jobs für Verrückte. Die freien Stellen für diese Arbeit sind alle schon vergeben. Jahrelang wurden die Irren in Heil- und Pflegeanstalten auf Inseln im Hafen von New York zusammengepfercht. Dann entließ die Stadtverwaltung eine große Anzahl von ihnen, um eine beruhigende Lage auf der Straße zu schaffen.

Naturgemäß haben manche Irre kein Problem, zwei Jobs zur gleichen Zeit nachzugehen, indem sie ausgefallene Hüte tragen, während sie in leichtem Galopp davonschlurfen.

Problem

X ist mit Y zusammen, lebt aber von Zs Geld. Y seinerseits unterstützt W, die mit ihrem Kind von V lebt. V möchte nach Chicago ziehen, aber sein Kind lebt bei W in New York. W kann nicht wegziehen, weil sie in einer Beziehung mit U lebt, dessen Kind ebenfalls in New York lebt, wenn auch bei dessen Mutter, T. T nimmt Geld von U, W nimmt Geld von Y für sich selbst und von V für ihr gemeinsames Kind, und X nimmt Geld von Z. X und Y haben keine gemeinsamen Kinder. V sieht sein Kind selten, kommt aber für es auf. U lebt mit Ws Kind, kommt aber nicht für es auf.